Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 6 (1950)
Heft: 2

Artikel: Goethes Sprache in ihrer Entwicklung [Schluss folgt]
Autor: Merian-Genast, Ernst
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-420168

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

in ihnen! Wie geben sie doch ihrer Liebe und Leidenschaft unmittelbar Ausdruck: bei der Begrüßung „lacht und weint in einem" das Tildi; nicht bloß Freudenjauchzer der Sennerinnen empfangen den „Schwyzer" bei seiner Ankunft, auch „Mundsi über Mundsi", und immer neue Umarmungen werden ihm zuteil. Wer könnte sich solchen Empfang im schweizerdeutschen Bergbereich, etwa bei den germanisch-verschlossenen Walsern Bündens denken? Aber es geht in dem ennetbirgischen Leben keineswegs immer so laut und freudig zu. Viel stille Trauer liegt über der Heimat dieser Leute, das Wissen vom nahenden Untergang beschattet sie. Diese Wehmut klingt verhalten auch durch das ganze Buch: bei jedem neuen Besuch in den Tälern über dem Monte Rosa sind einige der urchigen, dem Verfasser und dem Leser liebgewordenen Gestalten nicht mehr da, und mit ihnen stirbt die deutsche Sprache, stirbt das walserische Volkstum unaufhaltbar aus. Freudlos ist das Leben vor allem in Rima geworden, wo das Dorf sich entvölkert und die wenigen noch deutsch redenden Frauen einsam den langen Winter schwermütig durchhalten — eins ums andere stirbt nun weg, bis in dem großen leeren Haus nur noch eine alte Frau im täglichen Gebet die Rede ihrer Voreltern weiterhütet.

Doch auch in den andern Kolonien geht es „rasch bergab mit dem Deutschtum ennet dem Monte Rosa". Wenn aber dort der letzte deutsche Laut verklungen sein wird, so wird doch noch ein lebendiges Zeugnis vom Wesen und Denken dieser letzten, in die südliche Welt vorgeschobenen Walliser bleiben in dem schönen Buch von Emil Balmer! Wir danken dem Verfasser für diese auf vielen Walserfahrten zusammengetragene Gabe und wünschen ihm, der am 15. Februar 1950 auf seiner wanderfreudigen und ertragreichen Lebensreise in das siebente Jahrzehnt eintritt, ein unentwegtes Weiterwirken — ihm und uns zur Freude.

Paul Zinsli

Goethes Sprache in ihrer Entwicklung

Vortrag, gehalten im Zürcher Sprachverein am 19. Weinmonat 1949
von Prof. Dr. Ernst Merian-Genast, Basel

Am Strand sieht man manchmal Kinder sich damit vergnügen, ein Loch in den Sand zu graben und es mit Meerwasser, das sie in ihren

kleinen Eimern holen, zu füllen. So schaffen sie sich gewissermaßen ein eigenes Meer, auf dem sie ihre Schifflein sicher fahren lassen können. An dieses kindliche Spiel mußte ich denken, als ich mich durch die freundliche Aufforderuug Ihres Herrn Obmanns vor die Aufgabe gestellt sah, zu Ihnen über Goethes Sprache zu reden. Denn ist diese Sprache nicht ein Ozean in ihrer Fülle, Weite und Tiefe, und sind die grammatischen und stilistischen Kategorien, mit denen die Wissenschaft sich ihrer zu bemächtigen sucht, nicht wie Eimer, die ein paar Tropfen aus diesem Überfluß erfassen, um sie in das kleine Becken wissenschaftlicher Monographien zu leeren? Es gibt gelehrte Untersuchungen über Goethes Wortgebrauch, seine Gleichnisse, den Bau seiner Sätze, über die Sprache des jungen, des klassischen und des alten Goethe, aber wie trocken und tot wirken diese sauber geordneten Beispielsammlungen gegenüber ein paar Versen oder Sätzen aus einem Gedicht oder Brief! Was 1918 der Germanist Kluge bekannt hat, das gilt auch heute noch: „Soviel Einzelheiten wir auch beibringen können, wir müssen bekennen, daß die neuere Sprachwissenschaft gegenüber dem Schrifttum Goethes völlig ohnmächtig geblieben ist." Ja, es wird wohl auch für die Zukunft gelten, denn die Wissenschaft kann mit ihren allgemeinen Begriffen dem Einmaligen, Genialen, nicht gerecht werden. Goethe selbst hat sich denn auch im Bewußtsein seines Sprachschöpfertums gegen eine solche grammatisch-stilistische Analyse gewehrt, weil er sie als Sezieren eines lebendigen Organismus empfand. In den Xenien ruft er dem Sprachforscher zu:

Anatomieren magst du die Sprache, doch nur ihr Kadaver[1];
Geist und Leben entschlüpft flüchtig dem groben Skalpell[2].

Wie man den Stil eines Malers nur kennen lernt durch das Betrachten seiner Bilder, so kann man die Sprache eines Dichters — und das ist eben sein Stil — nur erfassen im Lesen oder noch besser im Hören seiner Dichtungen. Aber wie es eine Kunst des Sehens gibt, so auch eine des Lesens, und hier kann vielleicht der Sprachforscher mit seinen Begriffen und Kategorien, seinem Vergleichsmaterial zu schärferem Erfassen helfen. Die Anschauung des Textes, wie in der Kunst die Betrachtung des Bildes, bleibt das erste. Aber Goethe selbst sagt:

[1] Im Lateinischen sächlich. [2] Seziermesser.

„Was wäre Anschauen ohne Denken?" Dieses Denken ist dann nicht mehr abstrakt, sondern, um es mit einem Wort zu benennen, das Goethe besonders liebte, „gegenständlich". Aber es unterscheidet sich vom oberflächlichen Anschauen dadurch, daß es in die Tiefe dringt, in unserm Fall, daß es nicht einfach bestimmte grammatische und stilistische Besonderheiten rubriziert und klassifiziert, sondern sie als Ausdruck eines verborgenen Lebensgesetzes erfaßt. So hat Goethe selbst die Natur betrachtet:

Anschaun, wenn es dir gelingt,
Daß es erst ins Innre dringt,
Dann nach außen wiederkehrt,
Bist am herrlichsten belehrt.

So wollen wir heute abend gemeinsam ein paar Goethesche Texte zu betrachten versuchen. Da drängt sich freilich gleich wieder das Mißverhältnis zwischen dem Ozean des Goetheschen Werkes und dem engen Rahmen dieser Stunde auf. Es zwingt uns zur Beschränkung. Da es uns in erster Linie um die Sprache Goethes zu tun ist, nicht um seine Dichtung, wähle ich solche Beispiele, in denen sie uns gewissermaßen im Urzustand, nicht künstlerisch gestaltet, entgegentritt, d. h. ganz direkte, persönliche Äußerungen in Briefen. Doch soll gelegentlich von da aus ein Blick auf die Dichtung geworfen werden. Aber auch die Sprache der Briefe ist von unendlicher Mannigfaltigkeit, je nach der Stimmung des Schreibers, dem Charakter des Empfängers. Doch gibt es, wie Goethe sagt, „eminente Fälle, die, in einer charakteristischen Mannigfaltigkeit, als Repräsentanten von andern dastehen, eine gewisse Totalität in sich schließen, eine gewisse Reihe fordern". So hoffe ich mit der Wahl von drei Briefen des jungen, des klassischen und des alten Goethe drei Punkte festlegen zu können, die uns erlauben, die Kurve der Entwicklung von Goethes Sprache zu zeichnen.

Brief des jungen Goethe an Auguste von Stolberg 17. September 1775

Dienstag sieben Morgens. — Im Schwarm! Gustgen! ich lasse mich treiben, und halte nur das Steuer, daß ich nicht strande. Doch bin ich gestrandet, ich kann von dem Mädgen nicht ab — heut früh regt sichs wieder zu ihrem Vortheil in meinem Herzen. — Eine grose schwere Lecktion! — Ich geh doch auf den Ball

einem süsen Geschöpfe zu lieb, aber nur im leichten Domino, wenn ich noch einen kriege. Lili geht nicht.

Nach Tische halb vier. Geht das immer so fort, zwischen kleinen Geschäfften durch immer Müßiggang getrieben, nach Dominos und Lappenwaare. Hab ich doch mancherley noch zu sagen. Adieu. Ich bin ein Armer verirrter verlohrner. — Nachts Achte, aus der Commödie und nun die Toilette zum Ball! O Gustgen wenn ich das Blat zurücksehe! Welch ein Leben! Soll ich fortfahren? oder mit diesem auf ewig endigen. Und doch Liebste, wenn ich wieder so fühle, daß mitten in dem Nichts, sich doch wieder so viel Häute von meinem Herzen lösen, so die convulsiven Spannungen meiner kleinen närrischen Composition nachlassen, mein Blick heitrer über Welt, mein Umgang mit den Menschen sichrer, fester, weiter wird, und doch mein innerstes immer ewig allein der heiligen Liebe gewidmet bleibt, die nach und nach das Fremde durch den Geist der Reinheit der sie selbst ist ausstößt und so endlich lauter werden wird wie gesponnen Gold. — Da laß ich's denn so gehn — Betrüge mich vielleicht selbst. — Und dancke Gott. Gute Nacht. Addio. Amen.

Jeder Brief ist seinem Wesen nach persönliche Mitteilung an einen bestimmten Empfänger. Aber hier ist mehr als Mitteilung, unmittelbarer Ausdruck des Gefühls. Wie es Apparate gibt, die die Schwankungen der Temperatur im Laufe eines Tages in Form einer Kurve aufzeichnen, so gibt dieser Brief das Auf und Ab, das Hin und Her der Stimmungen: morgens 7, nach Tische halb vier, abends 8 Uhr wieder. Alle sprachlichen und stilistischen Eigentümlichkeiten, die wir beobachten können, führen auf diesen Mittelpunkt: das Persönliche, das Momentane schafft sich den ihm gemäßen Ausdruck, unbekümmert um die allgemeinen, festen Formen und Regeln. Diese Regeln waren zwar damals noch nicht so allgemein anerkannt wie heute, aber sie bestanden doch schon. 1748, also ein Jahr vor Goethes Geburt, hatte Gottsched seine „Allgemeine deutsche Sprachkunst" erscheinen lassen, die den Grund zu einer gemeinsamen deutschen Schriftsprache legte. Goethe hatte als Student in Leipzig sich ihren Forderungen teilweise anbequemt; jetzt, nachdem er durch Herder von der Überlegenheit des Ursprünglichen, Volkstümlichen über die verstandesmäßige Regelung überzeugt worden ist, setzt er sich über solche äußeren Vorschriften hinweg. Wie unbekümmert behandelt er z. B. die Orthographie! Nicht die damals schon feststehenden Regeln, sondern seine mundartliche Aussprache sind maßgebend. Für ihn als Frankfurter gibt es kein stimmhaftes s; so schreibt er grose, süse mit einem einfachen s. Er spricht g vor Vokal wie ch und schreibt daher Mädgen statt Mädchen. Anderes ist wohl altertümlich, wie die

Verdoppelung des Konsonanten in Geschäfften, Lecktion usw. Vor allem fällt die mangelnde Folgerichtigkeit auf, besonders in der Verwendung von großen und kleinen Anfangsbuchstaben, „ein Armer" groß, „verirrter verlohrner" klein, „mein innerstes" klein. Seiner Mundart folgt Goethe auch im Weglassen des unbetonten e: er schreibt, wie er spricht: ich geh, hab ich, verlorner, heitrer. Gottsched hatte „diese Stutzung, da man den Wörtern den Schwanz abbeißt", verurteilt: „Wenn einige mit Hans Sachs schreiben: ‚Und was der ewge gütge Gott', so klingt es viel zu hart. In den Leipziger Briefen hatte Goethe dieses sächsische oder lutherische e weitgehend angewendet, jetzt läßt er es häufig weg, aber wiederum ohne Konsequenz: „ich lasse mich treiben und halte nur das Steuer"; je nachdem der Rhythmus des Satzes es erfordert, wählt er die mundartliche oder schriftdeutsche Form. Auch „gesponnen Gold" für „gesponnenes" ist Frankfurter Mundart: man sagt dort im Neutrum: e gut Kerlche; auch Goethes Mutter schreibt: ein groß Gaudium, ein herrlich Brieflein. Aber Goethe verwendet es in unserm Brief an einer Stelle, die gehoben, dichterisch klingt. Dichterischer Sprachgebrauch ist das Weglassen des Artikels in „mein Blick heitrer werden wird über Welt". Bodmer hatte darauf hingewiesen, daß die Minnesänger, deren Lieder er herausgegeben hatte, häufig abstrakte Wörter ohne Artikel brauchen, und Herder hatte diesen Gebrauch den Dichtern empfohlen: das Hauptwort bekomme so weit mehr poetische Substantialität und Persönlichkeit. So belebt Goethe die Natur im Gedicht „Auf dem See":

Wie ist Natur so hold und gut,
Die mich am Busen hält.

Auch die Wortwahl durchläuft alle Stufen von der Alltagssprache bis zu dichterischer Ausdruckskraft. Die vielen Fremdwörter (Commödie, Toilette, Lecktion, Adieu) gehören ebenso der Frankfurter Mundart an wie „kriegen", das Adelung als nur im niedrigen Leben üblich verurteilt.

Auch die Verwendung von „gehen" erinnert an lässige Umgangssprache: „Geht das immer so fort" (mit der altertümlichen, dem Volkslied nachgebildeten Inversion: Sah ein Knab ein Röslein stehn), „Da laß ich's denn so gehn."

Die Vorliebe für unpersönliche Konstruktionen ist charakteristisch für

die gefühlsmäßige Einstellung, die an Stelle des vernünftigen Selbstbewußtseins und Willens eine unbekannte, fremde Macht als Lenkerin des Geschehens sieht:

„heut früh regt sichs wieder zu ihrem Vortheil in meinem Herzen."

Wer dächte da nicht an Gretchens Geständnis:

„Ich wußte nicht, was sich
Zu euerm Vorteil hier zu regen gleich begonnte."

Weil gegenüber der Intensität des Gefühls das einzelne Wort allzu matt erscheint, häuft der Schreiber gern gleichbedeutende Ausdrücke, wobei zugleich eine Steigerung angestrebt wird:

eine große, schwere Lecktion. Ich bin ein Armer, verirrter, verlohrner (noch ausdrucksvoller im Faust: Bin ich der Flüchtling nicht? der Unbehauste? der Unmensch ohne Zweck und Ruh?)
immer ewig; Gute Nacht. Addio. Amen.
sichrer, fester, weiter. Affektisch ist auch die Vorliebe für kurze Ausrufe. Das Gefühl wird nicht in die festen Formen des logischen Satzbaus geleitet und gleichsam kanalisiert, es sprudelt wie der ungefaßte Quell aus der Tiefe des Herzens: Im Schwarm! Eine große schwere Lecktion, aus der Commödie und nun die Toilette zum Ball! Welch ein Leben! Auch in ruhigeren Sätzen wird das Verb einfach weggelassen: immer Müßiggang getrieben.

Die Wortstellung trennt oft das logisch Zusammengehörende, um Einzelnes stärker hervorzuheben:

„mein Blick heitrer über Welt" statt „mein Blick über die Welt heitrer", „lauter werden wird wie gesponnen Gold", statt „lauter wie gesponnen Gold werden wird".

Alle diese Abweichungen vom Regelmäßigen, Üblichen geben der Sprache eben jenen Charakter des Persönlichen und Momentanen, der sie als Ausdruck des individuellen Gefühls erscheinen läßt. Aber, und das ist nun etwas für Goethe besonders Bezeichnendes, dies Gefühl drängt nach anschaulicher Gestaltung, es verbindet sich mit Phantasie. Auch Klopstock, Herder schreiben eine gefühlsbetonte Sprache, die in manchem Goethe den Weg gebahnt hat. Doch bleibt sie musikalisch, es fehlt ihr das Plastische, das Goethe auszeichnet. Er schreibt an Herder (1772): „Dreingreifen, packen ist das Wesen jeder Meisterschaft ... Ich

finde, daß jeder Künstler, solang seine Hände nicht plastisch arbeiten, nichts ist. ‚Es ist alles so Blick bei Euch', sagtet ihr mir oft. Diese Meisterschaft sprachlichen Formens und Gestaltens läßt sich auch an unserm schnell hingeworfenen Brief beobachten. Goethe prägt Wörter, die die Sache nicht bloß bezeichnen, sondern zeigen, wie etwa „Lappenware": wer sieht da nicht bunte Bänder und Stoffreste vor sich! Wo ein Wort ursprünglich etwas Anschauliches enthält, es aber für den Durchschnittssprecher verloren hat, da belebt Goethe den ursprünglichen Sinn wieder. „Müßiggang" ist für uns einfach Bezeichnung eines Zustandes, Trägheit, Goethe faßt es als ein wirkliches Gehen: Müßiggang nach Lappenware. Statt des abstrakten Begriffes „Menge, Haufen" braucht er den konkreten „Schwarm", und wir sehen das unruhige Treiben, hören das Summen und Lärmen, das dem Dichter so wenig gemäß ist. Noch von Tasso heißt es, daß er „den bunten Schwarm der Menschen flieht". Vor allem aber weiß Goethe auch das Gefühl bildhaft zu gestalten. Das Bedürfnis, sich figürlich und gleichnisweise auszudrücken, hat er von den Eltern ererbt. Besonders die Briefe der Frau Aja sind reich an originellen Bildern. Für die Goethes ist charakteristisch, daß sie sich nicht auf einzelne Metaphern beschränken, sondern einen äußern Vorgang in seinem ganzen Verlauf als Sinnbild seelischen Geschehens verwenden. „Ich lasse mich treiben" ist eine sogenannte Metapher, ein abgekürztes Gleichnis: Goethe überläßt sich seinem Gefühl, wie der Schiffer der Strömung. Aber während der Durchschnittsschreiber ein solches Bild gleich wieder fallen läßt, hält Goethe es fest: „ich halte das Steuer, daß ich nicht strande, ich bin gestrandet, ich kann von dem Mädchen nicht ab": wir sehen den vergeblichen Kampf der Vernunft gegen die Leidenschaft in diesem Bilde des ans Ufer getriebenen und nicht wieder loskommenden Schiffleins. Was hier im Brief genial hingeworfen wird, das ist in den gleichzeitig entstandenen Dichtungen ausgeformt und gestaltet, etwa in dem Gedicht „Seefahrt":

Doch er stehet männlich an dem Steuer;
Mit dem Schiffe spielen Wind und Wellen,
Wind und Wellen nicht mit seinem Herzen.
Herrschend blickt er auf die grimme Tiefe
Und vertrauet, scheiternd oder landend,
Seinen Göttern.

Oder, mit einem andern, verwandten Bild das gleiche irrationale, dämonische Lebensgefühl ausdrückend, im „Egmont“:

„Wie von unsichtbaren Geistern gepeitscht, gehen die Sonnenpferde der Zeit mit unsres Schicksals leichtem Wagen durch; und uns bleibt nichts, als mutig gefaßt, die Zügel festzuhalten und bald rechts, bald links, vom Steine hier, vom Sturze da, die Räder wegzulenken. Wohin es geht, wer weiß es? Erinnert er sich doch kaum, woher er kam.“

Hier ist auch der Wortklang und Satzrhythmus dem Ausdruck dienstbar gemacht, und diese vollkommene Harmonie von Bild, Klang und Gefühl ist eben das Kennzeichen der dichterischen Form. Im Briefstil ist dieses Ideal des Zusammenwirkens aller Ausdrucksmittel nicht erreicht; bald dominiert das eine, bald das andere. So überwiegt im ersten Abschnitt das Bildhafte, der Satzbau ist kunstlos: kurze Hauptsätze, von Ausrufen unterbrochen. Der zweite Teil aber ist ausgefüllt von einer weitgeschwungenen Periode; ein Vordersatz: „wenn ich wieder so fühle . . .“, ist belastet mit parallelen abhängigen Sätzen: „daß sich so viel Häute lösen, die convulsiven Spannungen nachlassen, mein Blick heitrer, mein Umgang sichrer wird, mein Innerstes der Liebe gewidmet bleibt“; von diesem letzten hängen noch zwei Relativsätze ab, deren erster seinerseits durch einen Relativsatz bestimmt wird; wir haben also Nebensätze bis zum 4. Grad, dann erst kommt, merkwürdigerweise durch Punkt und Gedankenstrich getrennt, der Hauptsatz: „da laß ich's dann so gehn.“ Diese zu fast qualvoller Spannung sich steigernde Überdehnung des Vordersatzes ist typisch für den Wertherstil; nur daß dort nicht wie in unserm Beispiel die Spannung sich allmählich löst, sondern jäh abreißt:

Wenn ich die Einschränkung ansehe, in welcher die tätigen und forschenden Kräfte des Menschen eingesperrt sind; wenn ich sehe, wie alle Wirksamkeit darauf hinausläuft, sich die Befriedigung von Bedürfnissen zu verschaffen, die wieder keinen Zweck haben, als unsere arme Existenz zu verlängern, und dann, daß alle Beruhigung über gewisse Punkte des Nachforschens nur eine träumende Resignation ist, da man sich die Wände, zwischen denen man gefangen sitzt, mit bunten Gestalten und lichten Aussichten bemalt — das alles, Wilhelm, macht mich stumm.

Hier malt sich im Satzrhythmus der Überdruß am alltäglichen Leben, in unserm Briefe die Hoffnung auf eine glückliche Wendung; in beiden Fällen teilt sich uns das Vorwärtsdrängende, Dynamische unmittelbar mit. Aber im Gegensatz zu dem kunstvollen Wertherbrief, der wie die

Egmontstelle ein Bild festhält, hier das des Gefangenen, häuft dieser echte Brief verschiedenartige Bilder, die nur durch ihre Grundbedeutung, die Vorstellung der Entwicklung, verbunden werden: Häute lösen sich (das Bild von der abgestreiften Schlangenhaut ist eines von Goethes Lieblingsgleichnissen), Spannungen lassen nach, der Blick wird heitrer und, besonders schön: die Liebe stößt das Fremde aus und wird lauter wie gesponnen Gold. Hier wird freilich als eine Art organischer Vorgang dargestellt, was doch in Wirklichkeit durch Einwirkung von außen geschieht. Aber das mußte Goethe erst im Leben erfahren, ehe er es im Bilde gestalten konnte. Nachdem er in der harten Schule der Weimarer Amtstätigkeit die innere Läuterung, die er jetzt erst erhofft, wirklich erlebt hat, und anderseits als Leiter des Bergbaus einen Eisenhammer im Betrieb gesehen hat, braucht er ein viel anschaulicheres und der Wirklichkeit gemäßeres Bild für diesen Läuterungsprozeß:

„Wenn du eine glühende Masse Eisen auf dem Herde siehst, so denkst du nicht, daß soviel Schlacken drin stecken, als sich erst offenbaren, wenn es unter den großen Hammer kommt. Dann scheidet sich der Unrat, den das Feuer selbst nicht absonderte, und fließt und stiebt in glühenden Tropfen und Funken davon, und das gediegene Erz bleibt dem Arbeiter in der Zange."

Das ist das Einzigartige an Goethes Sprache, daß sie immer organisch aus dem Geschauten und Erlebten hervorwächst, in jedem Augenblick der treue, reine Spiegel von Goethes Innerem. Und so ist auch seine Dichtung im höchsten Sinne des Wortes Sprache, d. h. vollkommenste Gestaltung, bleibender Ausdruck seines Wesens. Aber dieses Wesen ist ja kein unveränderliches, sondern geprägte Form, die lebend sich entwickelt, und so wandelt sich auch Goethes Sprache im Einklang mit seiner Persönlichkeit. Wie anders als der zerstückte, stammelnde Ausdruck der Briefe an Gustchen v. Stolberg wirkt der 12 Jahre später geschriebene Brief an die Frau von Stein! (Schluß folgt)

Kleine Streiflichter

Budapest

Laut des offiziösen „Szabad Nep" ist die russische Sprache in Ungarn — wie in den übrigen „Volksdemokratien" — im laufenden Schuljahr Pflichtfach geworden. Wie man gleichzeitig aus dem Artikel des ungarischen Staatssekretärs für Unterricht, Nandor Szavai, erfährt, hatten die Schüler im vergangenen Schuljahre 1948/49, als die Fremdsprachen